

WEGNER, ANKE. (1999). *100 Jahre Deutsch als Fremdsprache in Frankreich und England: eine vergleichende Studie von Methoden, Inhalten und Zielen.* München: Iudicium. ISBN 3-89129-606-1. 368 S. DM 78,-.

"Hundert Jahre Fremdsprachenunterricht in England und Frankreich" ist vielleicht nicht gerade ein weltbewegendes Thema, zumal in dem vorliegenden Buch von Anke Wegner die Betrachtung des Fremdsprachenunterrichts auf die schulische Sphäre beschränkt wird. Doch dürfte das materialreiche Werk lesenswert finden, wer sich mit moderner Fremdsprachendidaktik befasst. Hier wird nämlich in Frage gestellt, dass es – in Europa – so etwas wie eine moderne Fremdsprachendidaktik überhaupt gibt.

Wie um zwei Pole scheinen sich um England und Frankreich die in verschiedenen westeuropäischen Ländern verbreiteten Vorstellungen von dem zu gruppieren, was in Schule und anderen Bildungseinrichtungen vermittelt werden sollte. Während in den romanischen Ländern häufig am humanistischen Kulturbegriff festgehalten wird und dann alle technische Ausbildung als untergeordnet erscheint, stellt die englische Tradition tendenziell praktisches Wissen und praktisches Wirken in den Mittelpunkt und überlässt heute humanistische Kultur spezialisierten – und privaten – Instituten. Anke Wegner zeigt, wie der Gegensatz bis in die neunziger Jahre hinein in der Didaktik des Deutschen als Fremdsprache fortwirkt, weshalb sie am Ende ihres Buches zu dem Schluss gelangt, dass "weder [...] von europäischen Traditionen und Modernitäten" noch von "Konvergenzen in der Gegenwart" (333) die Rede sein könne. Dann wäre schon die Frage des "richtigen" Ansatzes bei der Sprachvermittlung ein Problem der Verständigung zwischen Kulturen – eine Ansicht, welche die Autorin allerdings nicht zu teilen scheint, weil sie offenbar selbst fest auf dem Boden eines realitätsorientierten kommunikativen Ansatzes steht. Zudem würde sie sich gegen die stereotype Gegenüberstellung zweier Kulturen verwahren, orientiert sie sich doch zunächst an Brüchen und Diskontinuitäten der Geschichte und kritisiert immer wieder "homogenisierende Konstruktionen" wie "Nation" oder "Epoche". Das wäre insofern berechtigt, als vermutlich sowohl in England als auch in Frankreich die verschiedensten didaktischen Vorstellungen zirkulieren, von denen sich nur wenige im Dreieck von didaktischem Diskurs (in Zeitschriften und an Universitäten), ministerieller Reglementierung und Schulbuchproduktion etablieren oder zeitweilig dominant werden können und in Primar- und Sekundärschulen Eingang finden – womit sie eben doch national zurechenbar werden. Die Autorin folgt denn auch diesen institutionalisierten Tendenzen. In ihrer ausführlichen Darstellung, die sie nach Zeitabschnitt (Jahrhundertwende bis sechziger Jahre, sechziger Jahre bis ca. 1995) und Land gliedert, erörtert sie jeweils wichtige Trends der schulischen Fremdsprachendidaktik und stellt wichtige Lehrwerke vor, wobei sie auf Konzeption und auf landeskundliche Aspekte eingeht. Bei einer so komplexen Darstellung treten viele interessante Einzeltatsachen und Muster zutage, auf die hier nicht eingegangen werden kann: zum Beispiel das (wie vorhersehbar, eher deprimierende) Deutschlandbild in französischen Lehrbüchern bis in die fünfziger Jahre, der (heute wohl eher komisch wirkende) Versuch, das Deutschenbild für die Erziehung zur Tüchtigkeit zu nutzen, oder, in einem Lehrwerk, die gezielte Aktivierung von Lateinkenntnissen (L2) für den Deutschunterricht (L3).

Jedenfalls scheint es kaum Berührungspunkte zwischen französischer und englischer Schultradition zu geben, Entwicklungen zum Teil geradezu entgegengesetzt zu verlaufen. So wird – in der Darstellung Anke Wegners – die französische Schule gleich zu Beginn des Jahrhunderts auf die "direkte Methode" eingeschworen, als man auf praktische Überlegenheit des französischen Erziehungssystems zu bauen versuchte. Aber die sich umgehend geltend machende Kritik – die "direkte Methode" sei zu ungenau und tendiere zur Infantilisierung – habe dann eine Phase der "Integration" kognitiver und kontrastiver Elemente eingeleitet, in welcher Wegner eine Rückkehr zum didaktischen Traditionalismus sieht.

In England scheint hingegen die Verabschiedung der Didaktik formaler Bildung (das weniger inhaltsorientierte Pendant zur französischen klassischen Sprachdidaktik) erfolgreich zu sein. Der Triumphzug der "direkten Methode" und ihrer Erben, der Betonung praktischer Aspekte und (zunächst) mündlicher Fertigkeiten wird offenbar nur durch die Beharrlichkeit gebremst, mit der Schulbehörden und Prüfungskommissionen auf Übersetzung und Literaturkenntnissen bestehen.

In den Fünfziger Jahren kommt es offenbar im Zeichen des Behaviorismus zu einer gewissen Annäherung zwischen englischer und französischer Entwicklung, der – in den Sechziger Jahren situational integriert – eine Weile als endgültige, weil wissenschaftliche, Lösung aller didaktischen Probleme überzeugen kann. Dann aber entfernten sich England und Frankreich wieder voneinander. Eine pragmatische Wendung werde – so Wegner – in der französischen Schuldidaktik des Deutschen bis in Neunziger Jahre nicht vollzogen, während Lernerorientierung, Handlungsbezug und realistische Landeskunde sich in England durchsetzten, wobei auch multikulturelle, Gesundheits- und Umwelt-Erziehung mitberücksichtigt würden, was die Autorin zustimmend darstellt und erläutert. Im Gegensatz dazu beschreibt sie die Sprachdidaktik in Frankreich als "traditionell", "elitär" und nur am Auswendiglernen orientiert, und zwar unabhängig davon, ob von reiner Grammatikorientierung, von Schulung des Sprachbewusstseins oder von Kontrastivität (sprachlich oder kulturell) die Rede ist. Hier scheinen mir auf der einen Seite die Beschreibungsbegriffe zu fehlen, weil auf der anderen Seite zu viele normativ gehaltvolle Voraussetzungen stillschweigend akzeptiert werden. Diese liegen oft schon in den verwendeten Begriffen. Eine Diskursanalyse sollte sich Begriffen mit umso größerer Vorsicht nähern, je natürlicher sie scheinen. Das gälte eigentlich schon für die Unterscheidung von "lebenden" und "toten" Sprachen, erst recht aber für Leit motive didaktischer Ansätze, zum Beispiel für die in Wegners Buch immer wieder bemühte "Lernerorientierung". Unterstellt man bei der Verwendung des Begriffs nicht, dass die *Lehrenden* wirkliche von eingebildeten (momentanen, allzu persönlichen) Interessen der Lernenden zu trennen, wirkliche Wirklichkeit von Traumwelten zu unterscheiden wissen? Weshalb Schulbehörden und Prüfungskommissionen dann die Welt der Interessen eingrenzen, sezieren und in Kataloge aufnehmen, also eine Art realistischer Metaphysik konstruieren müssen: "Area A: activities they [the pupils] are likely to engage in at home and at school ... Area F: The International World Area G: The World of Imagination and Creativity..." (Department of Education and Science, zit. S.267)

Was setzt voraus, wer diesen Diskurs der Realitäts- und Praxisorientierung für plausibel hält? Was und wer wird hier ausgeschlossen? Und warum werden in diesem Modell dem Sprachunterricht (wieder) besondere erzieherische Funktionen zugeschrieben? Warum nimmt man dabei ein generelles Absenken des sprachlichen Niveaus in Kauf (S. 260)?

Wer solche Fragen beantworten wollte, würde vermutlich auf Foucault Bezug nehmen, was die Autorin auf den ersten Seiten ihres Buches auch tut, aber praktisch nicht durchhält. Zugleich wäre dabei freilich auf eine materialorientierte Geschichtsschreibung des Fremdsprachenunterrichts aufzubauen, zu der das Buch "Hundert Jahre Deutschunterricht..." einen Beitrag liefert.

ACHIM SEIFFARTH

Università degli Studi, Mailand

[Zurück zur [Leitseite](#) der Nummer im Archiv]